

Dortmunder Tageblatt

Erscheint täglich
mit Ausnahme der Sonn- und gef. Feiertage.

Abonnementpreis
frei ins Haus, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem Sonntagsheft 1.50 Mk.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 4.50 Mk.
Retentionsdruck und Verlag, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schöner, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u.örde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.

Expedition: Dortmund, Prinzenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Inserate
die 4spaltige Kolonnenhöhe oder deren Raum 25 Pfg.

Reklamen
die 4spaltige Kolonnenhöhe oder deren Raum 60 Pfg.
Beilagen nach Vereinbarung.
Belangswörter, die in der Sonntagsbeilage durch
Lage oder Konturverfälschung mit der Redaktion
für Aufnahme von Inseraten an bestimmten vorbestimmten
Lagen übereinstimmen wie keine Garantie.
Für die Redaktion verantwortlich:
Max Sonnemann, Dortmund.

Nr. 133.

Dortmund, Freitag, den 10. Juni 1910.

| 27. Jahrg.

Die päpstliche Entgleisung vor dem Abgeordnetenhaus.

Mit ungeheurer Spannung erwartete man in der ganzen Monarchie Preußen und weit darüber hinaus die Erklärung, die der preussische Ministerpräsident auf die von den Konservativen und den Nationalliberalen wegen der den Protestantismus schwer bedrückenden Vorromanus-Enzyklika des Papstes abgegeben wurde. Sandte es sich doch darum, endlich zu erfahren, ob die preussische Regierung noch den Mut findet, gegen den römischen Stachel zu lösen, oder sich bereits in die Rolle des der Kurie allzeit gehoramen Kindes eingelebt hat. Man ist nicht auf die Kosten gekommen, wenn man hoffte, daß die preuss. Regierung eine kräftige Sprache sprechen werde. Diejenigen, die der Regierung keine Energie gegenüber Rom zutrauen, haben Recht gehabt. Aus der Erklärung des Herrn von Bethmann Hollweg ging hervor, daß die preussische Regierung lediglich um den Schein zu wahren, beim Vatikan vorstellig geworden ist, gleichzeitig aber der Kurie den Rückzug gesichert hat. Der preussische Ministerpräsident gab sich, als wenn er der in den vom Vatikan beeinflussten Blättern erschienenen Ausrede, die Absicht zu kränken habe fern liegen, Glauben schenkte. Was er sonst noch sagte, entsprach vollständig der schwächlichen Haltung, die wir an unserer Regierung den Konservativen und dem Zentrum gegenüber nachdrücklich gewünscht sind. Ohne Zweifel atmete der Ministerpräsident erleichtert auf, als die Konservativen dem Zentrum zuliebe durch einen Schlussantrag eine ausgiebige Erörterung der Angelegenheit verhinderten. Dieser hätte er noch manch unangenehmes Wort hören müssen. Aber die bittere Wahrheit wollen die Herren nicht hören, darum gebrauchen sie ihre Macht in brutaler Weise, um ihre Widerfächer mundtot zu machen und das Zentrum leistungsfähig bei solchem Mißbrauch.

Wir lassen nun den Bericht über die Verhandlungen des

Abgeordnetenhauses

folgen.
Berlin, 9. Juni.
Am Ministertische: v. Bethmann Hollweg, v. Trott zu Solz, Schwarzhopf.

Das Haus und die Tribünen sind stark besetzt. Präsident v. Kroschke eröffnet die Sitzung um 11 Uhr 15 Minuten.

Auf der Tagesordnung stehen die Interpellationen der Nationalliberalen, der Konservativen, die von den beiden katholischen Abgeordneten v. Geyser und Volkswort nicht unterzeichnet ist, und der Freikonservativen über

die Vorromanus-Enzyklika.

Ministerpräsident v. Bethmann Hollweg erklärt auf die Frage des Präsidenten: Ich bin bereit, die Interpellationen sofort zu beantworten.

Frauenzauber.

Roman von Hedwig Gronen.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Gertrud hüllte er die Damen in ihre Mäntel. Bei Gerta machte er sich etwas länger zu schaffen. Vor seinen Augen flammte es, als er den edelgeformten königlichen Nadeln aus dem schlichten weißen Kleide hervorstechen sah. Zögernd bedeckte er ihn mit dem weißen, mollen Tuch, dabei entglitt eine halbversteckte Rosenknospe ihrem Saar. Schnell verbergte er sie, wie einen kostbaren Schatz, ohne daß Gerta etwas davon merkte. Auch der Mutter war es entgangen, nur Gertruds Augen hatten es gesehen, und sie umflogten sich trübe. Heiß und brennend durchdrang die schmerzliche Gewissheit ihre Seele, daß der Mann, dem das ganze zärtliche Empfinden ihres Lebens gehörte, die schöne, blühende Cousine liebte. Die Damen hatten vom Festsaal aus nur wenige Schritte bis zu ihrer Wohnung. Dr. Volkmar Prentel begleitete sie nach Hause. Er reichte Frau Melzer den Arm, die beiden jungen Mädchen schritten nebenher. Gerta machte sich lustig über die nervöse Furchtsamkeit ihrer Mutter, die bei jedem aufsteigenden Schattenschein erschrocken zusammenzuckte, und plauderte mit dem jungen Mann über den verflochtenen Abend. Die Ballfestschönheit hatte sie angeregt, und die Trümpfe, die ihre Schönheit geleistet hatte, befriedigten ihren Eitelkeit. Gertrud ging in stiller Qual mitten in den Reden der Gerta, die sie umflogten sich trübe. Heiß und brennend durchdrang die schmerzliche Gewissheit ihre Seele, daß der Mann, dem das ganze zärtliche Empfinden ihres Lebens gehörte, die schöne, blühende Cousine liebte. Die Damen hatten vom Festsaal aus nur wenige Schritte bis zu ihrer Wohnung. Dr. Volkmar Prentel begleitete sie nach Hause. Er reichte Frau Melzer den Arm, die beiden jungen Mädchen schritten nebenher. Gerta machte sich lustig über die nervöse Furchtsamkeit ihrer Mutter, die bei jedem aufsteigenden Schattenschein erschrocken zusammenzuckte, und plauderte mit dem jungen Mann über den verflochtenen Abend. Die Ballfestschönheit hatte sie angeregt, und die Trümpfe, die ihre Schönheit geleistet hatte, befriedigten ihren Eitelkeit. Gertrud ging in stiller Qual mitten in den Reden der Gerta, die sie umflogten sich trübe. Heiß und brennend durchdrang die schmerzliche Gewissheit ihre Seele, daß der Mann, dem das ganze zärtliche Empfinden ihres Lebens gehörte, die schöne, blühende Cousine liebte.

Zur Begründung der konservativen Interpellation erhält das Wort
Abg. v. Pappenheim (kons.): Kein Reich hat so unter inneren Kämpfen gelitten wie Deutschland. Keinem haben sie so schwere und nachteilige Wunden geschlagen. Ich erinnere an die Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts, die Deutschland ins Elend brachten, die Wunden geschlagen haben, zu deren Heilung Hunderte von Jahren nötig waren. Es gibt auch kein Reich der Welt, wo das Bedürfnis und die Bedeutung des inneren Friedens so ernst empfunden wird wie in Preußen mit seiner 3/4 und 1/4, gemischten konfessionellen Bevölkerung, und in Deutschland, wo 37 Millionen Protestanten und 22 Millionen Katholiken sich gegenüberstehen. Wie wichtig der innere konfessionelle Frieden ist, das hat uns die Geschichte gelehrt. Was wäre aus uns geworden, wenn der innere Frieden uns gefehlt hätte, wenn nicht in den Freiheitskriegen Protestanten und Katholiken Schulter an Schulter gekämpft hätten? (Sehr richtig.) Was wäre aus Deutschland geworden, wenn nicht in dem glorreichen Krieg von 1870/71 die Katholiken ebenso wie die Protestanten ihre Pflicht getan hätten, für das Vaterland zu sterben, für König und Vaterland, für Kaiser und Reich. (Lebhafte Zustimmung.) Dieses nationale Bedürfnis des konfessionellen Friedens ist nirgends so tief gegründet wie in Deutschland, und es bedarf auch nirgends der Pflege so sehr wie hier. Aber der Frieden darf kein schwächlicher sein. Er muß begründet sein auf gegenseitiger Achtung und Rücksicht. (Lebhafte Zustimmung.) Auf der religiösen Überzeugung. (Lebhafte Zustimmung.) Wir fragen, was die königliche Staatsregierung zu tun gedenkt

gegenüber der Beschimpfung der Reformation, der Beschimpfung unserer Fürsten und ihrer erlauchten Ahnen?

Was gedenkt sie zu tun, um solche Beschimpfungen in Zukunft zu verhindern? Wenn solche Beschimpfungen in Abrede gestellt werden, so steht das im direkten Widerspruch zu der tiefen und berechtigten Erregung, die wir überall in Preußen in der evangelischen Bevölkerung finden. (Lebhafte Zustimmung.) Aber auch die Katholiken empfinden, wie ich aus zahlreichen Zuschriften ersehe, es als einen schweren Schlag. (Hört, hört!) Es darf kein schwächlicher Frieden sein, sagte ich, er muß beruhen auf Achtung und Rücksicht. Ich hoffe, daß dieses Bewußtsein über die gegenwärtigen Äußerungen hinweggehoben wird. Ich hoffe, daß die Staatsregierung sich ihrer schweren Verantwortung bewußt sein und alles tun wird, um die Wiederkehr solcher Vorurteile zu verhindern. Unsere Partei ist keine konfessionelle Partei, wir haben es aber stets als unsere Ehrenpflicht betrachtet, für unsere evangelische Kirche einzutreten, wo und wann sie angegriffen wird. (Lebhafte Zustimmung.) In diesem Sinne richten wir die Frage an die Regierung. (Stürmische Zustimmung.)

Die nationalliberale Interpellation begründet
Abg. Dr. Gadenberg: Der größte und wichtigste unter den Dichtern des Mittelalters hat in einem ergreifenden Magede also gesungen: „Uns ist ein unanfechtbarer Brief von Rom gekommen, uns ist erlaubt zu weinen und der Römische ist uns gekommen.“ Im Laufe der deutschen Geschichte ist diese Magede Walters von der Vogelweide in immer wieder neuer Form nach geworden. Immer wieder sind in Rufen und Enzykliken, besonders seit dem Zeitalter der Reformation, unanfechtbare Briefe von Rom gekommen, die uns den Trost haben genommen und

pen heiß und durstig darauf preßten. Sein Abschied von Gertrud war dagegen viel kürzer und kühler. Dann stand er draußen allein mit aufgestörten Sinnen. Er hatte bis jetzt so wenig Zeit gehabt, sich mit Damen zu beschäftigen. Sein Studium hatte ihn voll und ganz in Anspruch genommen. Er war stolz und ehrgeizig und hatte zu seiner Vergnügung sein Staats- und Diktatoramt mit den vorzüglichsten Zeugnissen bestanden. Vor einigen Wochen erst das letzte. „Alles gut bestanden“, hatte er nur seinem Bruder deponiert, der ihm das Geld zu seinem Studium gegeben hatte. Darauf hatte er ihm seiner paar blaue Scheine geschickt mit den Worten: „Nun erhole dich erst einige Wochen und genieße dein Leben, dann sprechen wir über das Weitere.“ Das hatte Volkmar denn auch getan. Er war von einem Vergnügen zum anderen getaumelt und hatte das Leben der Großstadt in vollen Zügen genossen. An einem Nachmittage hatte er denn auch Melzers aufgesucht. Frau Melzer war eine Freundin seiner verstorbenen Mutter. Er war schon öfter dort gewesen und hatte sie und zuweilen auch Gertrud, ihre verwaltete Nichte, angetroffen. An jenem Nachmittage aber sah er Gerta, und ihre kippige, stolze Schönheit entflammte seine Sinne. Er kam wieder und wieder und wurde es immer so einzurücken, daß er Gerta antraf. Sie tändelte mit ihm. Sie machte ihn vergnügen, ihn in Flammen zu setzen. Sie verstand es meisterhaft, ihm den Kopf zu verrehen, und er suchte gar nicht zu verbergen, wie sehr er in ihren Banden schmachtete. Er kam gar nicht zur Besinnung, daß er sich mehr mit den Sinnen als mit dem Herzen zu ihr hingezogen fühlte, er war sich nur bewußt, daß er nach Gerta verlangte, mit seiner ganzen Kraftstrebenden, ungeborenen Jugend. Und als er nun so in der kalten Winternacht stand und zu ihren Fenstern hinaufstarrte, bis ihm die Augen schmerzten, da sagte er den festen Entschluß, sich in den nächsten Tagen Gewissheit zu schaffen, ob sie ihn liebte.

Nach in derselben Nacht schrieb er an seinen Bruder: „Aber Karl! Seit sechs Wochen führe ich hier ein Schlaraffenleben, ich habe es nach Deiner Werbung und dank Deinen blauen Scheinen genossen, soviel man es eben in dieser Zeit genießen kann. Ich habe mich sogar verliebt. Das erste Mal, Karl, aber so grünlich, daß ich fast entsetzt bin.“ Sie? zu heiraten. Ich will dich nicht mit

die deutsche Gutmütigkeit auf eine harte Probe gestellt haben. Um von allen anderen zu schweigen: Uns ist noch in unerfährlicher Erinnerung die

Enzyklika - Enzyklika

Leos XIII. vom 18. August 1897, die Luther als den Mann des Aufbruchs brandmarkt und seine Lehre als ein unheilvolles Gift bezeichnet. Aber die neueste Enzyklika vom 26. Mai d. J. überdies alles Vorausgegangene. (Sehr wahr!) In dieser uns im lateinischen und italienischen Text vorliegenden Enzyklika werden die

Reformatoren als hochmütige und widerpenfliche Menschen

geschildert, die man nicht das Recht hätte, Reformatoren zu nennen, sondern die Korruptoren genannt werden müßten. Von ihrem Werte wird gesagt, daß sie alles in Unordnung brächten. Daß sie sich und anderen einen Weg der Jagellosigkeit bereitet, oder daß sie wenigstens die Lehre, die Verfassung und die Disziplin der Kirche als ein unüberwindliches Hindernis für sich in Anspruch anzusetzen, in dem sie die Autorität und die Leitung der Kirche verachteten und das Böse gut und das Gute böse sein ließen. Ihre Geselligkeit wird bezeichnet als „die verdorbenen Fürsten und Völker“. Ihr Werk, die Reformation, wird als Pest bezeichnet. Es ist begreiflich, daß dieser Angriff auf die Reformatoren, die Reformation, auf die ihr abhängenden Fürsten und Völker in ganz hervorragendem Maße bestanden und

Entstehung hat hervorgerufen müssen.

Befremden über eine derartige, an der ganzen Geschichtsforschung von vier Jahrhunderten ruhig vorübergehenden Geschichtsschreibung. (Sehr richtig.) Unbegreiflich bei allen Katholiken und Protestanten, denen es um den Frieden der Konfessionen gerade im preussisch-deutschen Vaterlande zu tun ist. Unbegreiflich bei allen denen, die im Frieden nebeneinander wohnen und miteinander arbeiten, trotzdem sie Anhänger der verschiedenen Konfessionen sind. Nun hat man jetzt den allernachsten Nachrichen zufolge in einem offiziellen Artikel des „Observatore Romano“ verbreiten wollen: In der Enzyklika befindet sich einzig und allein ein historisches Urteil über die Epoche des heiligen Karl Vorrömianus, in welcher weder Fürsten noch Völker eines bestimmten Landes genannt worden seien. Im übrigen bezogen sich jene Ausführungen nur auf Katholiken jener Zeit. Da muß man sich doch fragen, ob es denn wirklich, um die Verdienste des heiligen Karl Vorrömianus zu schilbern, notwendig gewesen wäre, auf derartige Urteile über jenes Zeitalter zurückzugreifen. Der leidenschaftliche Streit, der in dem Reformationsjahrhundert tobte, hat sich geglättet. Was unsere Reformatoren getan haben, ihr Leben und ihre Erbschaft auf Spiel gesetzt, das tut man nicht, um sinniger Lebensweisen willen. (Lebhafte Zustimmung.) Es bedurfte nicht der Gegner, und vor allem nicht der Päpsten auf gegenüberer Seite, den Männern der Reformation menschliche Schwächen nachzuweisen. Das hat die protestantische Wissenschaft getan. Aber man darf ihnen nicht Zünbe vorwerfen, und vor allem nicht Sünde, die die historische Wissenschaft von ihnen längst abgewiesen hat. Daß man uns Regent nennt, uns eines Irrtums geist, lassen wir uns gefallen. Darüber können wir uns nicht ärgern.

Aber eines dürfen wir verlangen, daß wir nicht beschimpft werden in unserer Überzeugung.

Es handelt sich um eine Staatsaktion, um einen von hochamtlicher Stelle ergehenden Angriff auf Gerechtigkeit und Überzeugung der evangelischen Bevölkerung. (Lebhafte Zustimmung.) In der Enzyklika findet sich nichts von einer dogmatischen Auseinandersetzung, sie enthält eine moralische Beschimpfung. (Sehr wahr!) Wir sind in Deutschland in erster Linie darauf angewiesen, die wirklich ernstliche Toleranz zu üben, nicht zu streiten wie im Reformationszeitalter, sondern einzig und allein zum Wettstreit im Glauben und in Werken werktätiger Liebe. (Lebhafte Zustimmung.) Entschieden zurückgewiesen werden muß, daß von außen der Erisapfel, die Brandfackel, immer wieder hereingeworfen und Mißtrauen und Haß gefäht wird zwischen den Söhnen derselben Mutter Deutschland. Das ist eine Sache, die uns allein angeht, Volksvertretung und Regierung. Was soll man dazu sagen, wenn ein früheres Zentrumblatt einfach die historische Wahrheit der Enzyklika behauptet, feststellt, daß vom katholischen Standpunkt aus kein anderes Urteil gefällt werden kann, als es hier mit apostolischer Freiheit geschehen ist. (Hört, hört!) In dieser Stunde muß von hier aus der Ruf hinausgehen, daß wir uns nicht erregen und verbittern und hinführen lassen zum Kampf durch diese Stimme, die von jenseits der Berge zu uns kommt. (Lebhafte Zustimmung.) Hatte die Regierung früher etwas verstanden lassen, so hätte das beruhigend gewirkt, sonst hören wir immer, daß

die deutsche Gesellschaft vorstellig

wird zum Schutze verletzter Staatsbürger. Hier sind nicht einzelne beschimpft worden, sondern die große Mehrheit der preussischen Untertanen. Wir hätten bisher nichts von einem Vorgehen der Gesellschaft am päpstlichen Stuhl.

Da steht doch die Existenzberechtigung der Gesellschaft in Frage!

(Stürmische Zustimmung links.) Wer die Kuriengeschichte kennt, wird nicht glauben, daß der Gesandte auch nur eine Entschuldigung erwirken wird. Die Gesellschaft beim Vatikan ruft nicht auf der Stellung des Papstes als Oberhaupt der katholischen Kirche, sondern auf der grundsätzlich völlerrechtlich anerkannten weltlichen Souveränität des Papstes. Ein weltlicher Souverän muß aber auch die Umgangsformen der übrigen weltlichen Souveräne wahren. (Lebhafte Zustimmung.) Daß er das nicht tut, ist für uns um so unerquicklicher, als wir der einzige überwiegend protestantische Staat sind, der eine eigene Mission beim päpstlichen Stuhl unterhält. Nun, der selbst preussischer Gesandter in Rom war, hat einem anderen Staatsmann gesagt: „Zur alles, was Ihr wollt und könnt für unsere Katholiken, aber schickt nie einen Gesandten nach Rom.“ Es ist ein auf die Dauer unerträglicher Zustand, daß wir an einem Hofe und bei einem Souverän eine Gesellschaft unterhalten, der die Beschimpfung eines großen Teiles unseres Volkes nimmt. (Gelächter im Zentrum.) Unsere Anfrage ist keine, die von Partei wegen gestellt, sondern eine, die von großen Volksschichten gestellt wird, und die gestellt werden muß im Interesse des Staatswohles. (Lebhafte Zustimmung links.)

Abg. Graf Nolte (freikons.) begründet die freikonservative Interpellation. Der Redner, der sehr leise spricht, bleibt völlig unvernehmlich.

Reichsfanzler v. Bethmann-Hollweg:

Die Enzyklika, die heute den Gegenstand der Inter-

nur, zehn Mark mehr, als sie zu beanspruchen hatte, und das gute Kind weiß, wie gern ich ein Stück Nussfuchen zum Kaffee esse, da hat sie mich damit überrascht.“

Volkmar wurde in die Sofaecke gedrückt und küßte sich da äußerst mäßig. Gerta hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und plauderte in ihrer geistvollenden, lustigen Art mit ihm. Lieber ihrem ganzen Wesen lag immer ein Hauch von Spott und Bitterkeit. Sie küßte sich unglücklich und unzufrieden in den kleinen Verhältnissen, nur die Hoffnung, daß ihre Schönheit, deren sie sich sehr gut bewußt war, ihr einst zu einer glänzenden Lebensstellung verhelfen würde, machte ihr das Leben erträglich.

„Sind Sie nicht entzückt von den Genüssen, die Ihnen harren? Man denke, Kaffee und Nussfuchen.“ „Spottete sie.“ „In Ihrer Gesellschaft würde ich trockenes Brot für ein Butterbrot halten.“

Sie blinnte ihn mit ihren dunklen Augen an. „Phrasen; ich möchte Sie nicht auf die Probe stellen.“

Er lachte fröhlich und ungenügend. „Um Sie es lieber nicht, Sie müßten mich halten.“

„Ich denke, meine Schwärmerei ist trocken Brot nicht.“

„Harmonie der Seelen.“

„Lassen Sie die Seelen aus dem Spiel, Doktor, ich glaube nicht an das, was die Dichter Seele nennen.“

Er stand auf und haßte nach ihrer Hand. „Wie sie Ihnen aus dem Auge des geliebten Mannes entgegenleuchtet“, sagte er mit etwas heiserer, bewegter Stimme.

Da klirrte es hinter ihm. Gertrud hatte eine Tasse zur Erde fallen lassen, und als er hinzustrang, um die Scherben aufzuheben, da traf ihn aus ihrem lächelnden Gesicht ein Blick, der ihn erschreckte. So viel Qual und Angst lag darin. Was war ihr denn? Oder hatte er sich getäuscht war es nur Schrecken über ihre Unvorsichtigkeit gewesen? Sie war ja wieder ganz heiter und dantle in ihrer ruhigen freundlichen Art.

„Das wird Schelte geben von Tanten, es ist ein von ihren besten.“

Das arme Ding, um eine zerbrochene Tasse grämte sie sich. Er packte die Scherben an einander.

„Da läßt sich nichts mehr heil machen, Fräulein Gertrud.“

Sie nahm ihm die Scherben ab. „Geben Sie her, ich will zur Tante hinaufgehen und Abbitte leisten.“ 180.18

100

— vorgel. Chaffelung M.
5. — a. vert.
Kaiserstr. 6 I.

Um sofortigen oder späteren
Zutritt lassen wir für mittlere
Drehbänke erlaßene, tüchtige

Drehher

ir dauernde Stellung.
red- und Walzwerk-Aktien-
Gesellschaft, Reisholz bei
Düsseldorf.

Modes.

Tüchtige 1. Arbeiter

welche feinen und mittleren
Dreht selbständig und gut
garniert, nach Geleht gelehrt.
Effert. u. K 100 Geleht.
Die Exped. bietet Stg.

Für jungen Haushalt

such per sofort oder später ein
einfaches, nicht ungebildetes

Mädchen

erleucht. Nur Sittlichkeit, zu-
verlässliche Mädchen mit guten
Eigenschaften wollen sich melden.
Diese Stelle in jeder Hinsicht.
Frau W. Seidmann,
Barmen, Seidstr. 1. I. Uq.

Für den Haushalt meiner
Schwiegermutter sowie für die
einigen suche ich zwei erfahrene
effere

Mädchen

die selbständig kochen können.
anarbeit verrichten mit nur
geringen Begehren.

Frau R. Engels.

10,000 Mark

Hypothek, gutes Objekt, 1.
Zahl oder später geleht.
Angebote unter H. M. 100-0
an die Geschäftsst. d. Ag.

Zur Abwicklung eines Bank-
kreditis wird ein Kapital von

7500 Mark

gegen Hypothek u. gute Bäck-
schaft geleht, Zinsen und Ver-
stragung nach Uebereinkunft.

Angebote unter M. S. 2880
an die Geschäftsst. d. Ag.

Echt Eichen Schloß, schw.
Kastl, mit hochf. Carolina-pin-
Küche zu. a. M. 215. a. vert.

Kaiserstr. 6 II.

3 Zimmer

abgeschl. u. 4 b. 5. g. v. o. get.
zum 1. Juli zu vermieten,
Dästelhofstraße 10.

1 Etage,

4 Z. n. 1 Kauf-, 1. Oktober zu
vermieten.

Hohe Straße 92, part.

Eine Etage

4 Zimmer, per Juli zu verm.
1193 Wilhelmstr. 46, 1. Et.

Keiner Teppichpiegel kompl.
m. Stufe Nr. 25. — echt Eichen
Stuhlender Nr. 13. — a. vert.

Kaiserstraße 6 I.

5 Zimmer

u. Manj., renoviert, per 1. Juli
zu vermieten.



persil

wäscht selbsttätig!

ohne jedes Reiben und Bürsten! — Kochen Sie
Ihre Wäsche 1/4 — 1/2 Stunde

in PERSIL

sie wird vollkommen rein und schneeweiss wie auf dem
Rasen gebleicht!

Selbst die hartnäckigsten Flecken, wie z. B. von Obst, Tinte, Kakao, Sauce, Rotwein, Fett und Schweiß etc., verschwinden spurlos, ohne dass das Gewebe im geringsten angegriffen wird. Persil ist eben absolut unschädlich für die Wäsche und gänzlich ungefährlich im Gebrauch, weil vollkommen frei von scharfen oder giftigen Stoffen, wie Chlor, Chlorverbindungen usw. Hierfür leisten wir weitgehendste Garantie. Auch für Wollwäsche eignet sich Persil ganz vorzüglich, desgleichen als Desinfektionsmittel für Kranken- und Kinder-Wäsche, da es stark desinfizierende Wirkung besitzt, die Bakterien tötet und Krankheitskeime erstickt, sowie alle scharfen Gerüche beseitigt. Persil verbilligt Ihnen das Waschen bedeutend, denn Sie ersparen nicht nur viel Zeit, Arbeit, Feuerungsmaterial und sonstige Waschzutaten, sondern vor allem:

Ihre Wäsche leidet nicht!

Sie wird vielmehr geschont und braucht infolge langsameren Verschleisses nicht so oft ergänzt zu werden wie bisher. — Bei ganz besonders schmutziger Wäsche kann die glänzende Wirkung von Persil durch vorheriges Einweichen in Henkel's Bleich-Soda noch unterstützt werden. Auch zum Reinigen von Küchengeräten, zum Hausputz etc. wird dieses seit über 33 Jahren weltbekannte Waschmittel von Millionen Hausfrauen mit Vorliebe gebraucht.

Alleinige Fabrikanten: Henkel & Co., Düsseldorf.



Henkel's Bleich-Soda.

Kaiser - Automat

Brückstrasse 22

wird mit dem heutigen Tage von mir
übernommen. 1061

Franz Fuchs.



Die berühmtesten u. bedeutendsten Rennfahrer der Welt

haben zu den großen klassischen Radrennen, welche
am kommenden Sonntag, nachm. 4 Uhr auf der Bahn
im Kaiser-Wilhelm-Park zum Austrag gelangen, ihre
Meldekarten abgegeben. — Nachstehend die Melde-Liste

- Melde-Liste -
der Rennfahrer

1. Walter Rütt, Berlin
2. Th. Ullgaard, Kopenhagen
3. H. Arend, Hannover
4. Jean Esfer, Köln
5. Audi Nowak, Wien
6. H. Brüggenmann, Magdeburg
7. B. Wegener, Berlin
8. Refort, Mailand
9. Carapazzi, Mailand
10. A. Conrad, Hannover
11. F. Althoff, Hannover
12. H. Althoff, Hamburg
13. F. Appel, Hamburg
14. H. Hoffmann, Berlin
15. F. Stellvert, Berlin
16. Chr. Müller, Köln
17. F. Biericot, Hannover
18. H. Wilmann, Dortmund
19. F. Schilling, Dortmund
20. H. Rühenthaler, Colmar
21. W. Augenthaler, Karlsruhe
22. F. Ostermeyer, Hannover
23. C. Prehmer, Hannover
24. F. Meyer, Nürnberg
25. F. Heimböckel, Köln
26. H. Karl, Münster
27. H. Rotherberg, Münster
28. C. Wilmann, Dortmund
29. V. Schiffer, Düsseldorf
30. F. Schulte, Düsseldorf
31. F. Schmitt, Düsseldorf
32. F. Engemann, Düsseldorf
33. E. Ripen, Düsseldorf

Heute Abend von 6 Uhr ab:
Training aller Dauerfahrer.

Vorverkaufsstellen zu ermäßigten Preisen in den
bekannten Sport- und bei Hente & Co.,
Münsterstr. 12, Tel. 1234, Münsterstr. 12, Tel. 1234, Münsterstr. 12, Tel. 1234.

OLYMPIA

Gastspiel i. Berlin. Vaudeville-Ensemble.

Heute zum letzten Male:

Eine Hochzeit mit Hindernissen

Schwank in 3 Akten von Keroul und Barré.

Morgen Sonnabend, den 11. Juni cr.:

Zum 1. Male!

! Haben Sie nichts zu verzollen !

WALHALLA

in DORTMUND voran

Freitag, den 10. Juni 1910:

Operetten- und Walzer-Abend.

Paul Thiele.



Kraft-Born

Das beliebte Familiengetränk.

In allen Kolonial- etc. Geschäften erhältlich.



Dortmunder Dampf-Neu- wäscherei u. Plättanstalt

vorm. Wilh. Rirkner

Minsterstr. 123/124a. Telefon 1181.

Übernahme von
Haus- u. Familiennäsche
Gardinnwäsche u. Appretur auf Neu.
Spezialität: Stärkenwäsche.
Für saubere Ausführung, prompte
u. volle Bedienung wird garantiert.

Kronenburg.

Philharmon. Orchester.
Dirigent: Georg Sittner.

Freitag, den 10. Juni 1910:

4. Abonnements-Konzert

Anf. 8 Uhr. Entree 1 Mk.
Ulmensplatz 50 Pf.
Abonnements a. d. Kasse.

Besond. herrl. halbf. verk.
Schw. engl. Schlafzimmer u.
gute schw. Küche, auf. für
180 Mk., schönes Wohnzimmer
180 Mk. zu verkaufen. 978

Kaiserstrasse 26 II.



Nichts ist besser

gegen Fuß- u. Achtschweiß als mein
Septonin-Cream Tube 1.00 Mk.
Drogerie Conrad Müller
Dortmund, Rheinschtrasse 4.

Man spart

Kosten, Zeit und Arbeit
durch Benutzung unserer Annoncen-
Expedition, selbst wenn es sich nur
um eine Gelegenheits-Anzeige, ein
Gesuch oder ein Angebot handelt,
das in einer oder mehreren Zeitungen
veröffentlicht werden soll.

Annoncen-Expedition Rudolf Mosse
KÖLN a. Rh.
Hohe Strasse 94, Ecke 4 Winden

Bekanntmachung.

Die abgeschlossene Abstimmungsliste über die Errichtung
einer Zwangsinnung für das Stellmacherhandwerk für die
Kreise Dortmund Stadt und Land und Hörde liegt vom
14. d. Mts. ab während 2 Wochen im städtischen Ver-
waltungsgebäude, Am Spittthof 2, Zimmer 4 werktätlich
vormittags von 8—12, nachmittags von 3—5 Uhr zur
Einsicht der Beteiligten und Erhebung etwaiger Einsprüche
öffentlich aus.

Dies wird hierdurch mit dem Hinweise veröffentlicht,
dass nach Ablauf dieser Frist angebrachte Einsprüche un-
berücksichtigt bleiben.

Der Kommissar.
Pieper.

Das Ziel

aller, die einen Kinderwagen
oder Sportwagen wünschen, ist
das Spezialgeschäft von

A. Vossen

Markt 9 - II Münsterstr. II
Fernsprecher 1300.

denn da findet man die größte
Auswahl vom einfachsten bis
zu den elegantesten Wagen bei
billigsten Preisen.



Empfehle auch eine grosse
Auswahl in sämtlichen anderen
Kerbwaren
sowie
Garten- u. Veranda-Möbel
Reparaturen und Bestellungen
werden gut und billig besorgt.

Dienstboten-Auszeichnungen

Im Monat Juli d. Js. sollen wiederum an
weibliche Dienstboten Auszeichnungen verteilt werden.

Die Auszeichnungen bestehen:

- a) in einem Diplom für 5 jährige Dienstzeit,
- b) in einer silbernen Brosche für 10 jährige Dienstzeit,
- c) in einer goldenen Brosche für 20 jähriger Dienstzeit,
- d) in einer goldenen Uhr für 25 jährige Dienstzeit.

Diesenjenigen Dienstherren, welche mit der An-
nahme ihrer Dienstboten noch im Rückstande sind, werden
ersucht, solche sofort entweder schriftlich an den Magistrat
oder mündlich auf Zimmer 84 im Verwaltungsgebäude
zu bewirken.

Dortmund, den 3. Mai 1910
Der Magistrat.
Gum.

den 10.

Zwe

Dernbu

Es ist erreicht

über Unterstän

Dernburg, der zwar

gründlich ausgemitt

rückhaltlos anerkan

auch die Tierbeule

den hat, aus dem

Dernburg nachfühl

unter den nach der

konferativen Wä

konnte seinen Abfich

passenden Gefellsch

Ueber die auf 2

Verabschiedung wir

Der Reichsange

achgekauften

Staatssekretärs des

Wals Dernburg,

ten zum Noten

die Ernennung de

kolonialamt, v. Li

Charalters als Wir

Egellenz, zum St

kolonialamts

Stellvertretung des

des Reichskoloniala

27. März 1878, bel

Die Nordd. Mi

sekreter Dernburg

aus dem Ante

Schreiben zu:

Da Sie zu me

beizubringen haben,

sekreter des Reich

habe ich mich ent

heutigen Tage de

beizubringen. Ich

vollste Aner

herausragend

vierjähriger, an C

Widmung der deut

Als Zeichen die

Sonnen die Brillant

verleihen und die

tragt, Ihnen die

wohlgeleiteter Sta

Dazu bemerkt di

Die Worte höher

den Entlassungsge

Annahme finden.

Wortchen Worte b

Wahrung im einze

mäßig kurze Antsp

früher Gedächtnis

entfalten können,

ist das Bedauern

beim Reichsanz

anemüßigen und

einem Gebiete geschä

Dernburgs Tätigke

Fruchtlos geworden

alten Arbeit des s

werden, wenn wir

Regierung sich des v

Reichsanzler

einzigsten Falle

sonliche Differ

eingeleitet hat.

Bei allen kein Resor

hals beim Re

hat auch die erste

legten parlan

geleitet hat, mi

tun u. begleitet.

Das die Mitrittsab

jüngsten Zeit stamm

ie bereits vor

gen Reichsanz

dem jetzigen Reichs

Segen

Roman

Ich erlaube mir

Fedor ein.

Ja, ich weiß. Aber

Willehlt hätte ich ver

mich durch ihn herabzi

der ersten Zeit gesche

mühen umsonst gewese

Schuld nur auf seiner

weisen, daß ich wohl a

Vor allen Dingen hätte

das war sowohl ein l

selbst. Aber lassen wir

ab. Ich habe Ihre An

wollen Sie uns verlass

Er stand vor ihr, bi

jels geküßt, und sah g

biesen bittenden Augen

zu bleiben, als er sich

Weshalb wollen S

ben?" fragte die gelie

nemand, zu dem ich an

trauen hätte."

"Sie sind zu glück

Mann konnte Sie eben

verzweifeln Bemühen

"Das kann er nicht.

Sie kennen mich. Sie k

gen nach der guten und

schlummern. Sie könne

zu stellen, können ihr

einprägen. Gerade we

bedarf sie besonders gut

Unwert des Lebens ken

nicht leicht im Leben."

"Und ich, der selber

den Gefährten spielen

im dem Stüt Gefähr

Rägen.

"Ich sehe, wie es ist

Sie wollen nur nicht,

Zweites Blatt.

Dernburgs Abschied.

Es ist erreicht. Das Zentrum hat mit Konser-
vativ Unterstutzung den Kolonialsekretar
Dernburg, der zwar den Vorgesetzten unserer Kolonien
gründlich ausgemerzt und sich so auch vom Kaiser
rücksichtslos anerkannte Verdienste erworben hat, aber
auch die Klerikale der Zentrumsherrschaft aufgesto-
ßen hat, aus dem Amt gesteuert. Wir können es
Dernburg nachfühlen, daß er als freisinniger Mann
unter den nach der Pfeife des Zentrums tanzenden
konservativen Wälfen nicht mithalten wollte und
somit seinen Abschied nahm, um aus der für ihn un-
passenden Gesellschaft herauszukommen.

Ueber die auf Dernburgs eigenen Wunsch erfolgte
Verabschiedung wird uns aus Berlin gemeldet:

Der „Reichsanzeiger“ gibt die Erklärung der
nachgeordneten Dienstentlassung des
Staatssekretars des Reichskolonialamts, Wirkl. Geh.
Rat Dernburg, unter Verleihung der Villan-
ten zum Orden des Roten Adlerordens 1. Klasse und
der Ernennung des Unterstaatssekretars im Reichs-
kolonialamt, v. Lindequist, unter Verleihung des
Charakters als Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat
Erzregiment, zum Staatssekretar des Reichs-
kolonialamts und zur Beauftragung mit der
Stellvertretung des Reichskanzlers im Geschäftsbereich
des Reichskolonialamts, nach Maßgabe des Gesetzes vom
27. März 1878, bekannt.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: Dem Staats-
sekretar Dernburg ging anlässlich seines Abschieds
aus dem Amt ein Allerhöchstes Mandat.
Es lautet:

„Da Sie zu meinem Bedauern auf Ihrem Wunsch
beurlaubt worden, aus Ihrem Amt als Staats-
sekretar des Reichskolonialamts entlassen zu werden,
habe ich mich entschlossen, Ihnen durch Deder vom
heutigen Tage den erbetenen Abschied in Gnaden zu
bewilligen. Ich spreche Ihnen hierbei meine
vollste Anerkennung aus für die
herausragenden Dienste, die Sie sich in
vielfähriger, an Erfolgen reicher Arbeit um die Ent-
wicklung der deutschen Schutzgebiete erworben haben.
Als Zeichen dieser meiner Anerkennung habe ich
Ihnen die Villanten zum Orden des Roten Adlerordens 1. Klasse
verliehen und die Generalordenskommission beauf-
tragt, Ihnen die Dekoration zugeben zu lassen. Ihr
wertschätzender Kaiser und König Wilhelm I. R.“
Bismarck bemerkt die „Nordd. Allg. Ztg.“:

Die Worte hoher Anerkennung, womit Se. Majestät
den Entlassungsbescheid entprochen hat, werden überall
mit Zustimmung finden. Die Tatsachen, worauf sich die
höchsten Worte beziehen, bedürfen nicht der Auf-
klärung im einzelnen. Sie füllen eine verhältniß-
mäßig kurze Amtsperiode aus und sind daher im
frischen Gedächtnis. Wenn Dernburg sich nicht hat
entschieden können, sein Amt noch weiter fortzuführen,
so ist das Bedauern darüber nicht am wenigsten lebhaft
beim Reichskanzler, der in ihm einen tatkräftigen,
anemündlichen und sachverständigen Mitarbeiter auf-
einem Gebiet gefunden hat, das doch wesentlich erst durch
Dernburgs Tätigkeit aus einem verheißungsvollen
Grundriss geworden ist. Es heit nur der ausgedehnten
Arbeit des scheidenden Staatssekretars gerecht zu
werden, wenn wir feststellen, daß er dabei in jeder
Beziehung sich des vollsten Vertrauens beim
Reichskanzler erfreuen konnte, daß in keinem
einzigsten Falle eine sachliche oder per-
sönliche Differenz sich zwischen ihnen
eingestellt hat. Der Staatssekretar war daher
bei allen ihm anvertrauten Angelegenheiten des Reichs-
kolonialamts beim Reichskanzler sicher. Dieser
hat auch die erfreuliche Art, wie Dernburg seinen
letzten parlamentarischen Tag durch-
geführt hat, mit aufrichtiger Genug-
tuung begleitet. Verstehen können wir freilich auch,
daß die Ministerpräsidenten Dernburg nicht aus der
jüngsten Zeit kennen. Der Staatssekretar kündigte
seine bereits vor Jahresfrist dem damaligen
Reichskanzler an und wiederholte sie dann
dem jetzigen Reichskanzler bei dessen Amtsantritt.

Segen der Arbeit.

Roman von Clara Hellmuth.

34

„Ich erlaube mir einmal, Ihnen das zu sagen,“ warf
Fedor ein.
„Ja, ich weiß. Aber damals war es schon zu spät.
Nichts hätte ich versuchen sollen, ihn zu heben, anstatt
mich durch ihn herabziehen zu lassen, aber das hätte in
der ersten Zeit geschehen müssen; später wäre alles Be-
mühen umsonst gewesen. Ich habe Jahre hindurch alle
Schuld nur auf seiner Seite gesucht. Jetzt denke ich zu-
weilen, daß ich wohl auch hätte anders handeln können.
Vor allen Dingen hätte ich ihn niemals heiraten müssen,
das war sowohl ein Unrecht gegen ihn, als gegen mich
selbst. Aber lassen wir. Ich schwöre von meinem Thema
ab. Ich habe Ihre Antwort immer noch nicht: weshalb
wollen Sie uns verlassen?“
Er stand vor ihr, die Arme auf die Lehne seines Ses-
sels gestützt, und sah gedankenvoll auf sie herab. Es war
diesen bittenden Augen gegenüber doch viel schwerer
zu bleiben, als er sich gedacht hatte.
„Weshalb wollen Sie nicht Lorchens Vormund blei-
ben?“ fragte die geliebte Stimme wieder. „Ich wollte
niemand, zu dem ich auch nur annähernd so viel Ver-
trauen hätte.“
„Sie sind zu gut, aber jeder andere gewissenhafte
Mann könnte Sie ebenso gut beraten.“ sagte Fedor in
verzweifelter Weise ruhig zu bleiben.
„Das kann er nicht. Sie kennen meinen Mann und
Sie kennen mich. Sie können beurteilen, was für An-
sprüche nach der guten und schlimmen Seite hin in Lorchens
Schulden. Sie können Sie lehren, die Pflicht über alles
zu stellen, können Sie Selbstlosigkeit und Liebe zur Arbeit
einprägen. Gerade weil Lorchens einmal reich sein wird,
umwärtet Sie besonders guter Erziehung. Sie muß Wert und
Umwert des Geldes kennen lernen. Eine Erbin hat es
nicht leicht im Leben.“
„Und ich, der selber arm war, sollte in solchen Dingen
den Lehrmeister spielen? Sie sind ja selbst diejenige, die
im dem Staat Erziehung hat,“ antwortete er mit halbem
Lächeln.
„Ich sehe, wie es ist,“ sagte sie mit zitternder Stimme.
Sie wollten nur nicht. Und einen Reiter haben Sie auch.

Berlin, 10. Juni. Die Berliner Morgenpost
schreibt: Mit wachsender Bestimmtheit tritt ent-
gegen den Dementis das Gerücht auf, daß Dernburg
doch als Generaldirektor an die Spitze der Hamburg-
Amerika-Linie treten wird. Die Reise nach Ostasien,
die er demnächst anzutreten beabsichtigt, wird er be-
reits im Interesse dieser Schiffsahrtsgesellschaft un-
ternehmen.

Wer nimmt den Bauern das
Land?

In der Zeit von 1895 bis 1907 sind allein in
Preußen 771 000 Morgen Land durch Bildung von
Fideikommissen aus dem freien Verkehr gezogen wor-
den. So daß jetzt fast neunhundert Millionen Mor-
gen in Preußen allein den wenigen Fideikommissen
gehören. In 25 preussischen Kreisen war auf diese
Weise mehr als ein Viertel der Gesamtfläche aus dem
freien Verkehr gebracht worden. In zehn Kreisen mehr
als ein Drittel, davon in sieben Kreisen nahezu die
Hälfte, in einem Kreis mehr als die Hälfte des gan-
zen Landes dieser Kreise. 35 Besitzer besaßen allein
eine Fläche von nahezu 3 Millionen Morgen. Der
Kreistag besaß allein 240 000 Morgen, der Fürst
Sachsen-Weimar 160 000 Morgen. Diese beiden
Herrscher geboten also als Privatbesitzer allein über eine
Fläche so groß ungefähr wie Rheinlän. Auf die-
sen Gebieten gibt es keine Bauern mit persönlichem
Landbesitz. Das Land, das sie bebauen, gehört dem
Herrn. Nicht weniger als fast dreihundert Millionen
Morgen wurden von 1851-1907 allein in Preußen
durch Fideikommissbildung entzogen. Durch diese Be-
ziehungsverhältnisse werden die Menschen vertrieben. Aus
34 Kreisen mit härteren Fideikommissverhältnissen
von 1875-1905 rund 503 000 Menschen ab, das sind
über 37 Prozent der mittleren Bevölkerung. Die
Ziffer liegt in vielen Kreisen noch recht erheblich bis
herauf zu fast 68 Prozent. Von je 100 der mittleren
Bevölkerung mußten also in diesen 30 Jahren weit
über zwei Drittel abwandern. So wirt die Fidei-
kommiss- und die Grundbesitzbildung entvölkert.
Sie nimmt hunderttausenden von Menschen zu gunsten
von ganz wenigen überhaupt die Existenzmöglichkeit,
sie treibt die Menschen hinaus, macht das Land arm
und kraftlos. Denn wenn einige alles haben, kann
sich kein Wohlstand und selbständiges Bestehen ent-
wickeln und wo die Menschen verdrängt werden, dort
macht man eine Nation wehrlos, namentlich nach
außen.

Die Herren, die den „Bund der Landwirte“ stützen
und ihn vertreten, das sind diese Kreise. Wo kein
Bauer dieses Land nimmt, der nimmt ihm seine
freie Land ist, dort ist kein Bauer möglich und wer
Selbstständigkeit. Dort entsteht das, was Ernst
Mack nennt fenselichte mit den Worten: „Wenn nicht
strenge Gesetze den Mißbrauch wehren, und für das
gegenwärtige und künftige Heil des Vaterlandes wa-
chen geschieht es in solchen Verhältnissen, bei dem
Ueberfließen des Geldes gewöhnlich, daß der Reichtum
sich zu sehr ausbreitet und die kleinen überhand-
nimmt; es entstehen die großen Besitzungen, die
prächtigen Schlösser und Landhäuser, es werden mei-
lenweits Parks angelegt und Gärten und Nebengebäude,
wo fleißige und glückliche Bauern sonst den Pflug ge-
trieben; es entstehen die großen Besitzungen, und die
kleinen und mittelmäßigen freien Männer verschwin-
den von Tag zu Tag mehr; und zuletzt kann es in einem
sonst löblichen und wohlgeordneten und regierten Staat
dahinkommen, daß es auf dem Lande nur große Her-
ren und abhängige Bäuer und kümmerliche Tage-
löhner gibt und kaum hier und da noch ein rechter
Bauer geblieben wird.“

Und diese Entwicklung geht auch in Deutschland
trotz der schönen Ziffern einer Vertriebsstatistik vor.
Auch in der Landwirtschaft gehen immer mehr Be-
triebe in eine Hand über. Von 1895-1907 haben
die Selbständigen in der Landwirtschaft um über 91 000
Personen abgenommen, aber die unselbständigen Land-

wirtschaftlichen Arbeiter, Tagelöhner, Knechte und
Mägde usw. haben um fast dreieinhalb Millionen Köpfe
zugenommen. Wer nimmt das Land? Und wer sind
die Feinde der Bauern?

Gewerkschaften und Konsumvereine.

S. u. H. Leipzig, 9. Juni.

In einer interessanten Kundgebung gestaltete sich
die von etwa 1500 Personen besuchte Versammlung
des Bundes Leipzig des Verbandes der deutschen Buch-
drucker, durch ihre Stellungnahme zu der Frage:
„Genügen die gewerkschaftlichen und politischen Or-
ganisationen der Arbeiter und Angestellten, um der
Macht des kapitalistisch organisierten Unternehmers
tätig auf die Dauer das Gleichgewicht zu halten?“
Das Referat über dieses Thema hatte der Ingenieur
Reitern, der erste Vorsitzende der Kulturgesellschaft
Ernst Abbe in Jena übernommen, der die Frage mit
einem glatten Nein beantwortete. Die immer schneller
wachsende Macht der kapitalistischen Unternehmer, die
alle ihre Kräfte ihren Interessen dienstbar machten,
werde auch die Massen der Arbeiter und Angestellten,
die ungeheuren wirtschaftlichen Kräfte, welche sie als
Konsumenten besitzen, immer vollkommener genossen-
schaftlich zu organisieren und sich mit denselben Ge-
fehr, mit dem sie die Gewerkschaften pflegen, sich
auch der Entwicklung der Konsumgenossenschaften
zu widmen. Denn diese seien berufen, eine sitt-
liche Kultur an die Stelle der kapitalistischen zu setzen.
Allerdings müsse dazu die kapitalistische Moral der
genossenschaftlich organisierten Konsumenten einem
guten genossenschaftlichen Geiste im Sinne des Wah-
schens weichen: „Alles für das Ganze, und mein
Porteil nur durch das Ganze.“ Zwar zwinge das
kapitalistische System jeden, seinen Vorteil auf Ko-
sten anderer zu suchen, aber in den Konsumgenossen-
schaften müsse die höhere genossenschaftliche Mo-
ral der gegenseitigen Hilfe befähigt, und auf Augen-
blicksinteresse z. B. hohe Dividenden verzichtet werden
zugunsten der Leistungsfähigkeit und Machterweite-
rung dieser Genossenschaften. Indirekt werde das
doch wieder jedem Einzelnen zu gute kommen. Di-
videndenjagd sei unwürdiger Krämergeist und ent-
springe der kapitalistischen Moral, mit der man die
Sozialisierung des Wirtschaftslebens nie erreichen
könne. Der Redner ging dann auf die Zinsfrage ein
und bezeichnete den Zins als das gefährlichste Aus-
beutungsmittel des kapitalistischen Systems. Ferner
besprach er, den von der Kulturgesellschaft Ernst Abbe
propagierten Zinsstreik mit der Parole: „Keinen Gros-
schen in die privaten und öffentlichen Sparkassen
und Versicherungsgesellschaften, keinem Groschen den
Kapitalismus auf Zins, sondern alles in die Konsumgenossen-
schaften.“ Lebh. Beifall.
In der Diskussion wurde dem zugestimmt, daß die An-
gestellten und Arbeiter nicht lediglich politisch und
gewerkschaftlich sondern auch genossenschaftlich im Ein-
zelnen durchzuführen zu arbeiten hätten, um sich erfolg-
reich durchzusetzen. Partei, Gewerkschaft, und Ge-
nosenschaft müßten als gleichwertig in gegenseitige
Ergänzung gebracht werden. Durch die Genossen-
schaft sei das wirtschaftliche Fundament für den po-
litischen Oberbau zu schaffen. Politische Macht sei
für Arbeiter und Angestellte ohne genossenschaftliche
Arbeit unmöglich.

Schließlich gelang eine Resolution zur einstimmigen
Annahme, in der sich die Versammlung mit den
Ausführungen des Vortragenden einverstanden er-
klärte, und der deutschen Arbeitererschaft empfahl, sich
mit den Ideen der Kulturgesellschaft Ernst Abbe-Zins-
streik vertraut zu machen. — Es kann nicht geleugnet
werden, daß hiermit ein neues wichtiges Moment
in die Arbeiterbewegung hineingekommen ist, und es
wird zu erwarten sein, ob die Arbeitermassen den

Ihr vorgeschlagenen Weg als gangbar betrachten wer-
den.

Ärzte, Apotheken und Krankenhäuser
in Deutschland.

K. B. Der Kreis der Krankenversicherungspflichtigen
Personen erfährt in der Reichsversicherungssor-
nung bekanntlich eine Ausdehnung durch Einbeziehung
der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter.

Man hat u. a. hiergegen wohl das Bedenken ge-
äußert, eine wirksame Versicherung auf dem Lande
sei überhaupt nur schwer zu gewährleisten. Es be-
stehe in den ländlichen Bezirken ein Mangel an Ärzten,
ebenso wie an Apotheken und Krankenhäusern.

Diesen Einwand hat der obengenannte Entwurf
berücksichtigt und seine Stichhaltigkeit durch statistisches
Material, das in den Anhang zur Reichsversicherungssor-
nung verwiesen ist, beleuchtet. Die Tabellen ge-
währen somit einen lehrreichen Überblick über Ver-
teilung und Gliederung der Faktoren der Seilpflege
in Deutschland. In allen drei Anlagen finden sich
die Ziffern von 1883 bzw. 1882 denen von 1906 ge-
genübergestellt. Das Jahr 1906 ist das letzte, aus
dem Angaben aus ganz Deutschland vorliegen, wäh-
rend 1883 bzw. 1882 mit Rücksicht auf das Inkraft-
treten des Krankenversicherungsgesetzes gewählt sind.

Die Verteilung der Ärzte zeigt folgendes Bild:
Ihre absolute Zahl ist von 1883 bis 1906 gestiegen
im Reich von 15 000 auf über 31 000, in Preußen
von über 8000 auf 19 000. Während die Bevölkerungs-
zunahme im Reich innerhalb derselben Zeit 33 Pro-
zent betrug, bezifferte sich der Zuwachs der Ärzte auf
über 108 Prozent, also über dreimal soviel. Mag
auch der Hauptanteil hierbei auf die Städte entfal-
len, so hat zweifelsohne an dem Zuwachs das länd-
liche Land nicht unwesentlich teilgenommen. Einige weitere
Zahlen seien angeführt, die sich gerade auf solche Ge-
biete des Reiches beziehen, in denen die Landwirtschaft
die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung bildet. Ost-
preußen hatte 1883: 359, 1906: 714 Ärzte, so-
daß dort im ersten Jahr ein Arzt auf 103 Quadratkilo-
meter, im letzten dagegen schon ein Arzt auf 52
Quadratkilometer kam. In Bayern stieg die Zahl
der Ärzte von 1906 im Jahre 1883 auf 3406 im
Jahre 1906, ein Arzt hatte dabei im Durchschnitt 46
bzw. 22 Quadratkilometer zu versorgen. Für Meck-
lenburg-Schwerin berechnen sich 68 bzw. 41 Quadratkilo-
meter pro Arzt. Geht man von der Zahl der
Einwohner aus, so verteilen sich im ersten Jahr im
Reich auf 10 000 Einwohner 3, im letzten
Jahr 5 Ärzte. Andererseits kamen auf 1 Arzt
im Reich 1883: 3047, 1906: 1952 Einwohner. In
einem Umkreis von 100 Quadratkilometer endlich wur-
den gezählt zu Anfang des Beobachtungsabschnittes
2,79, am Ende 5,80 Ärzte (im Reich), in Ostpreußen
0,96, bzw. 1,93, in Bayern 2,15 bzw. 4,49, in Meck-
lenburg 1,47 bzw. 2,45.

Bei den Apotheken hat die Zunahme mit dem Be-
völkerungszuwachs etwa gleichen Schritt gehalten. Der
Volkswachstum von 33 Prozent innerhalb des ge-
dachten Zeitabschnittes steht eine Zunahme der Apo-
theken um 38 Prozent gegenüber. Die örtliche Ver-
teilung anlangend, kamen auf 100 Quadratkilometer
1883: 0,83, 1906: 1,14 Apotheken im Reich, 0,76
und 1,00 in Preußen. Der Flächenraum, welchen eine
Apothek zu versorgen hatte, betrug im Reich
durchschnitt 1883 auf 121, 1906 auf 87 Quadratkilo-
meter.

Für die Krankenhäuserstatistik wurde 1882 als er-
stes Vergleichsjahr gewählt. Zu diesem Termin zählte
man in Deutschland 2024 Krankenhäuser mit über
83 000 Betten, 1906 stieg ihre Zahl auf 3801 mit
222 687 Betten. Im Durchschnitt stand zu Anfang
der Beobachtungszeit 1 Bett für 545 Personen zur
Verfügung, 1906 hatte ihre Zahl sich so vermehrt,
daß nur noch auf 275 Personen ein Bett kam. Wäh-
rend die Bevölkerungszunahme 1882 bis 1906: 35
Prozent betrug, vermehrten sich die Krankenhäuser
im Deutschen Reich um 88 Prozent, die Zahl der
Betten um 168 Prozent.

Die Ziffern lassen sonach eine weitreichende Ver-
mehrung aller öffentlichen Heilfaktoren erkennen.

„Erna,“ rief Fedor erschüttert, „das darf nicht sein.
Dieses Opfer kann ich nicht annehmen. Auf allen Komfort
und alle Genüsse, an die Sie sich in langen Jahren ge-
wöhnt haben, wollen Sie mir wegen verzeihen? Das darf
ich nicht dulden. Sie wissen wirklich nicht, was Sie da-
mit tun.“

— Ende —

„Doch hinaus.“ Herr Krappher aus Rawitsch kommt
zum ersten Mal in seinem Leben nach Berlin. Selbst-
bewußt geht er ins Savoy-Hotel und erfindet sich beim
Portier nach den Breiten der Zimmer. — Der Por-
tier: „Ein Zimmer kostet für eine Nacht im ersten
Stock 25 Mk., im zweiten 20 Mk., im dritten 15 Mk., im
vierten 10 Mk. und im fünften 5 Mk.“ — Krappher:
„Dante, Herr Direktor, das Hotel ist mir zu niedrig.“

„Das beste Mittel.“ Ein altes Ehepaar sah abends
ein paar Freunde bei sich, und es wurde ziemlich spät.
„Karoline,“ sagte der Ehemann, „ich habe furchter-
liche Kopfschmerzen, könnst Du die Gäste nicht dazu
bringen, aufzubrechen?“ — „Über lieber Mann, ich
kann die Leute doch nicht vor die Tür setzen,“ antwor-
tete die Gattin. — „Allerdings nicht,“ meinte er, „aber
vielleicht könnst Du dich ans Klavier setzen.“

„Rindermund.“ „Bitte, Papa, kauf mir ein kleines,
lebendiges Pferd,“ sagte der kleine Oskar. — „O nein,“
erwiderte der Vater, „wenn Du mal groß bist und recht
viel gelernt hast, dann kaufst Du Dir selbst ein Pferd.“
— „Du hast wohl nicht viel gelernt,“ fragte der kleine
den Papa, der allerdings kein Pferd besaß.

„Sie weiß es besser.“ Der sechsjährige Sohn einer
Bäuerin ist vom Heustock auf die Zenne gefallen, aber
sogleich munter wieder aufgestanden. Eine zufällig an-
wesende Dame beglückwünscht die Mutter: „Sehen Sie,
liebe Frau, Kinder haben einen Schutengel.“ — Die
Bäuerin aber erwidert mit reichlich: „Na — an harten
Schädel hat er!“

„Gut nicht.“ Rohn (als in der Badeanstalt sämtliche
Rabbinen besetzt sind): „Na, das macht nichts, ich hab
ja in drei Monaten wieder in der Residenz zu tun!“

„Sie kommt nicht.“ Sie: „Heirate mich doch endlich,
Rath, ich werde alle Deine Sorgen mit Dir teilen.“ —
Er: „Ich habe aber doch keine Sorgen.“ — Sie: „Ach,
Du wirst aber dann schon welche haben.“

„Enttäuschung.“ Sie: „Woran erinnert mich der
Anblick der See am meisten?“ — Er: „An Dich!“ —
Sie, geschmeichelt: „So! Warum?“ — Er: „Die ist auch
nietmals rubia.“

154

möchten, so begreift sie doch das eine, daß ihm der Tod die selben Augenblicke wichtig war, und sie war traurig, ihm nicht dazu helfen zu können. Die Sage hatte sie ja selber aus dem Munde des alten Anglu gehört, aber das war auch alles, was sie wußte. Von Anglu etwa irgend etwas zu erfahren, war vollkommen ausgeschlossen. Sie dachte an den Schwur, den damals Anglu von Wolszahn und seinen Männern hatte leisten lassen. Auch von diesem Schwur würde der alte Anglu niemals abgehen, und Wolszahn —? Der jetzt noch viel weniger, das süßte sie. Bei ihm hätten noch ganz andere Interessen mitspielen, Fred Cormac aus dem Wege zu räumen.

Elita war recht mitbergeschlagen, ihm nicht helfen zu können. Am liebsten hätte sie es ihm rund herausgesprochen. Man tut eben in der Welt sonst das Gleiche zusammen, und nicht das Ungleiche und —

„So — also darauf läuft es immer wieder hinaus?“ unterbrach ihn mit zornigem Schmerz der Werber. „Es geht alles nach der Schablone, meint Ihr, nach Maß und Wirbel, wie wir Hobbelmänner sagen. Mein Vater — Gott hab' ihn segel! — hat auch so gerechnet. Er hat in meinen jungen Tagen zu mir gesagt: „Ich bin ein Schreiner, also mußt Du einer sein und bleiben!“ So meint der Alltagsmensch, aber grundfalsch ist diese Meinung.“

Dornfried hatte ihm wie verständnislos zugehört und neigte an seiner Wette. Dann erwiderte er fast ängstlich:

„Du redest einen geradezu nieder und ich kann keine Redensart nicht recht fassen. Du hast vielleicht Recht, aber ich verstehe es nimmer und die Liebe hab' ich nie verstanden. Ich will Dir nur eins noch sagen, denn das Neben geht mir heute besonders hart.“

„Ich will mit meiner Alten reden über die Sache, und wenn sie mürbe wird, so sage ich am Ende Ja und Amen; ich will in meinen alten Tagen den Frieden haben. Es ist am Ende nicht so gefährlich, wie ich's ansehe. Du bist gesund und tätig, gescheit und von großem Talent und mit meinem Reichtum — er sah ängstlich nach der Tür — ist es gerade auch nicht so großartig, wie man meint. Kurzweg, wie wollen denken, es sei nicht ja und nicht nein!“

Er atmete schwer und legte sich wie gebrochen in den Armstuhl zurück.

„Es ist doch wenigstens etwas“, meinte aufatmend der Freier, freilich wenig genug. Aber —

Ein heftiger Hustenanfall des Alten unterbrach ihn. Die Brust des Kranken röchelte förmlich und er schlug die Arme wie Hilfesuchend auch einander. Schnell richtete ihn Hobbemann auf, sprang dann nach dem Weihwasserfäßchen an der Tür und spritzte ihm mit dem Buchsbaumzweig, der darin stand, das Wasser ins Gesicht.

Mit gläsernen Augen sah ihn Dornfried an, und als er allmählich zum vollen Bewußtsein kam, schien er in tiefes Nachdenken zu versinken und sagte endlich mit zitternder Stimme:

„Da brinnen“ — er zeigte auf die Brust — „ist etwas los und wie gesprungen. Es könnte am Ende doch sein, das ich fränter bin, als ich meine. Sollte ich bald fortmüssen, so den! freundlich an mich; rede mit der, wenn die Leute über mich schimpfen, und mach mir der schönsten Sarg, den Du fertig bringst mit Deiner Kunst. Ich bin in einer zerbrochenen Wiege gelegen und möcht' wenigstens das letzte Bett schön haben.“

Hobbemann nickt stumm und ehrt still die Marotte des Mannes, der sich zerschunden hatte im Stabentum des Rammons.

Dornfried aber zog aus der Westentasche mit zitternden Fingern ein Päckchen und gab es halbiert dem jungen Manne.

„Da nimm! Ich hab' heut das Lotterielos gekauft; meine Alte hat es freilich nicht leiden wollen. Denn, es sei ein Erbe von mir, wenn ich in's Grab gehe. Es hat die heilige Zahl sieben. Vielleicht bringt es Dir Glück.“

„Und Euch kostet es nicht viel“, hätte Hobbemann gerne gesagt, aber er wollte den Vater seiner Erntoren nicht kränken, sagte seinen Dank und legte das Los auf die Ofentaste, weil ein neuer Hustenanfall des Kranken seine Hilfe erheischte. Er bettete ihn bequemer und legte ihm sein Sofaissen unter.

Unterdessen klopfte es und das bekannte: „Zwei arme Reisende bitten um einen Schoppen“ — wurde durch die halbgeöffnete Tür gemurmelt.

„Ich will sehen, ob ich was habe“, sagte Hobbemann und zog die kleine Perlenschnur hervor, die ihm Dornfried heimlich gehandelt hatte. Es waren noch einige Pfennige darin und er streckte sie den beiden Handwerksburschen entgegen, die jetzt auf der Schwelle standen, denn sie hatten die Kupfermünzen klingen hören.

„Gottes Dank!“ sagte der eine, der einen langen, fuchsfarbenen Bart trug. „Ei der Tausend!“ — setzte er rasch hinzu — „das ist ja der Hobbemann, und wie es scheint, ist er ein reicher Mann geworden!“

Fortsetzung folgt.

Allerlei

Roosevelt, der Verwüster von Afrika.

In dem Streit um die Möglichkeit des Löwen und der großen Raubtiere ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß das Land in den Tropen vielleicht längst unbewohnbar wäre, wenn die Raubtiere nicht der Vermehrung der pflanzenfressenden Tiere entgegenwirkten hätten. Diese Theorie wird neuerdings durch einen afrikanischen Forscher, David G. Longworth gestützt, der nachweist, daß die Vernichtung der Löwen von Uganda für die Kolonisierung außerordentlich hinderlich ist. Die ungeheuren Heerden von Antilopen und Zebras, die die Plateaus des östlichen Afrikas bewässern, verwüsten die Ernten immer wieder und fügen den Kolonisten beträchtlichen Schaden zu. Deshalb erscheint es dem Landmanne auch unbegreiflich, daß die Gesetze diese Tiere schützen, während die Löwen, die Feinde seiner Feinde, ohne Gnade vernichtet werden. Um zu leben, muß ein Löwe in einer Woche mindestens zwei große pflanzenfressende Tiere, also vornehmlich Antilopen und Zebras, verzehren. Nun haben allein in der Umgebung von Nairobi die Jäger in einer einzigen Jagdperiode 346 Löwen erlegt. Diese Gatalombe bedeutet aber nichts anderes, als daß 36 000 bis 40 000 Antilopen oder Zebras vor ihrem normalen Ende bewahrt wurden, einzig durch die Vermittlung des Jägers. Longworth ist der Ansicht, daß man in erster Linie die Jagdgesetze in Afrika ändern muß, wenn man Kolonisten ins Land locken will. Eine Petition, die gegenwärtig in der Kolonie zirkuliert, verlangt, daß der Löwe gegen die Expeditionen geschützt wird, die keinen anderen Zweck verfolgen, als der Jägerleidenschaft zu fröhnen, und daß von nun an jeder Jäger, der den Wunsch hat, ein großes Raubtier zu erlegen, die Verpflichtung haben soll, vorher 20 Antilopenköpfe vorzulegen. Das vorausgeschickt, erzählte der Gelehrte weiter, daß er Roosevelt auf dem Hochplateau von Uganda getroffen, wo der Expräsident gerade drei Löwen in fünf Tagen getötet und das seltene Schauspiel genossen hatte eine Herde von 17 Giraffen auf einmal zu erledigen. Longworth schätzt den Schaden, den die Expedition Roosevelt in Ostafrika angerichtet hat, auf viele Millionen, wenn sich überhaupt der Verlust an Tieren, die für das Gedeihen der Flora und damit für die Entwicklung eines Landes von Bedeutung sind, in Zahlen ausdrücken läßt.

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Das Gold der Sonnentochter.

Roman aus der Gegenwart von Max Dunsche.

15. Kapitel.

Freds Wunde stellte sich als bedeutend schlimmer heraus als er anfänglich angenommen hatte. Das Blut war allerdings bald gestillt; aber wegen ihrer ungünstigen Lage konnte er weder an eine sachgemäße Behandlung der Wunde noch an eine gute Verbindung derselben denken. Er war auch schon zufrieden, nur das notwendigste getan zu haben, und fand bald, eingehüllt in seinen langhaarigen Pelsjack, in tiefen Schlummer, in den gegen Morgen sich wache Ziebertäume mengten.

Als er am Morgen erwachte, fühlte er sich elender als am Tage zuvor. Aber was half's? Er hatte keine Zeit trant zu sein. Jetzt blieb nichts weiter, als in nordöstlicher Richtung über das Gebirge zurückzukehren, um wenn irgend möglich, Clarence und Ethel Berry zu erreichen.

Einen Versuch, nach der gestrigen Lagerstelle, wo Arthur Kiener gefallen war, zurückzukehren, mußte er aufgeben. Zwar wäre ihm seine steigende körperliche Schwäche kein Hindernisgrund gewesen, aber er hatte Grund zu vermuten, daß die Indianer noch in jener Gegend streiften. Es hatte in der Nacht geschneit, und höchstens eine Viertelfunde von der Grotte entfernt, in der er seine letzte Nacht verbracht hatte, fand er frische Fußspuren im Schnee, die nach jener Richtung zeigten, und bald hörte er auch den schwachen Widerhall entfernter Hirschgeschüsse, die aus der dortigen Gegend kamen.

Cormac hielt es deshalb für geraten, umzukehren und über die weithingestreckten Felder den stillen Abhang der Gebirgskette zu gewinnen.

Mehrmals mußte er auf seiner beschwerlichen Wanderung rasten. Der Schmerz der Wunde und seine Erschöpfung waren so groß, daß er wählte zusammenbrechen zu müssen. Aber immer wieder raffte er sich auf, seinem fernem, ungewissen Ziele zuzustreben, über Firnfelder dahin, begleitet von schroffen, mit ewigem Eise gekrönten Felsenwänden.

Dazu hatte sich das Firmament mit dunkelgrauen, tiefhängenden Wolken gefüllt, und ein Schneegestöber brach los, das ihm jeden weiteren Ausblick abschchnitt.

Wie lange er schon so traumhaft automatisch dahingewandert war, er wußte es nicht. Kaum, daß er noch das Brennen der Wunde fühlte. Aber das fühlte er, daß wilde Zieberschauer seine Knochen förmlich schüttelten.

Erfolge hätte schnitt in sein Gesicht, und doch schien sein inneres von einer Glut ausgefüllt, der auch die Hand voll Schnee, die er von Zeit zu Zeit in den Mund steckte, nicht beizukommen vermochte.

Der junge Mann hatte die Richtung völlig verloren. Das Firseld, das ihm bisher stundenlang seitlich ebenen

Weg geboten, verringerte sich jetzt, zerteilte sich in zahl- reiche Hohlwege und Seitenrinnen, fiel in die Tiefe, stieg die Felsengruppen empor. . . . Kurz, die wildeste, trostlose Wüsten- des eisigen Nordens umgab den Flüchtling.

Und im Hintergrund seiner traumhaft verworrenen Gedankenwelt die dunkle Vorstellung, seinen Feinden viel- leicht gerade in die Hände zu laufen!

Seine Kraft war dahin; mehr noch die Stagnation seines Willens.

An einer vor dem eigigen Winde und dem dichten Schneegestöber einigermaßen gesicherten Stelle ließ er sich nieder, um ein wenig zu ruhen. Sein Gesicht war bleich und tief in den Höhlen brannten die Augen.

Nur kurze Zeit lag er so. Eine festsame Erschlaffung, eine wohlthuende Müdigkeit kam über ihn, wie sie der empfindet, der einen ganzen Tag in schneidender Win- tertafel marschiert ist und nun in weichen Federbetten behaglich sich strecken kann. Die Dinge vor Cormacs Augen verschwammen zu confusenhaften Schatten; schwer fielen schließlich die Lider herab, obwohl er mit allen Kräften dagegen ankämpfte. . . .

Immer höher türmte sich neben ihm der Schnee und begann auch, seine Füße zu bedecken.

Cormac merkte nichts mehr davon. . . .

Einmal war es ihm, als Klang Hundergebell in seine Traumphantasien hinein, aber sein Wille schlief und seine Aufmerksamkeit lag in Fesseln. —

Plötzlich fuhr er auf; eine heftige Berührung riß ihn in die wenig erfreuliche Wirklichkeit zurück. Schat- trunken öffnete er die Augen und sah ein junges, zier- lich-jähriges Mädchen vor sich stehen. Ihre Gestalt war schlank und zierlich, eher klein als groß, aber trotz aller Zierlichkeit doch Kraft und Geschmeidigkeit verstrahlend. Das runde Gesicht war von unendlicher Weichheit und Liebköpfung. Ihre Haut hatte etwas von dem warmen, bräunlichen, Fleischton der ausgereiften Apfelfärbung und auch den dastigen Sammetglanz dieser Frucht nannte sie ihr eigen. Wie überreife Granatäpfel leuchteten die kleinen, runden Wangen in der kalten Luft, und einer geschlossenen Rosentuschpe, so klein und glühend rot, gleichen die schön geformten Lippen. Ein goldiger Schimmer lag über dem dunkelblonden Haar, das den zierlichen Kopf wie eine Kapuze umrahmte, hervorquoll und über die niedrige Stirn fast bis zu den beinahe gelben Augenbrauen in dichten Wellen herniederfloß.

Sprachlos starrte Fred auf die liebliche Erscheinung. Daß sie ihm nicht in feindlicher Absicht gegenüber- getreten, erkannte er an dem sanften, ängstlichen Ausdruck, mit dem dieser merkwürdig großen und tiefen, schwarz- brennen Augen auf ihn ruhten.

„Wirst Du sterben, Fremdling?“ fragte das Mädchen mit sanfter, wohlklingender Stimme in geläufigem Englisch. „Bringst Du den Tod, Mädchen?“ war Cormacs raumhoher leiser Antwort.

„Den Tod? Nein, Fremder! Aber der Tod wäre an meiner Statt gekommen, wenn ich Dich nicht gefunden hätte.“

„So laß mich sterben, Mädchen. Ach, ich bin so müde, so matt, ich kann ja nicht mehr leben.“

„Am Gotteswillen, Du blutest ja! Bist Du ver-
wundet?“

Fred Cormac griff mit der Hand nach der Schulter und schaute sie schmerzhaft an. Der weiße, blutgetränkte Ver-
band war oben an der Halsöffnung zum Vorschein ge-
kommen.

„Die roten Punkte da drüben . . . ah, sie trafen
gut . . . meinen Freund haben sie getötet . . .“

„Meine Stammesgenossen . . .?“ fragte das Mäd-
chen erschrocken.

„Du . . . Du gehörst zu ihnen?“ fuhr der Flücht-
ling auf und schaute sie groß an. „Nun, dann vollende
ihre Welt! . . . Aber es ist ja nicht möglich, Mädchen!“

„Ja, Fremder, ich bin eine von ihnen. Fürchtest
Du mich? Ich führe nicht Krieg, Fremder! Wirst Du
Dich mir anvertrauen? Helfen will ich Dir und Dich
retten, wenn ichs vermag, wie mein Gott es mir ge-
bietet.“

Ein bitteres Lächeln flog um Cormacs bleichen Mund.
„Was bleibt mir denn anders übrig,“ sagte er.
„Ich glaube aber, es ist besser, Du laßt mich ster-
ben.“

Das Mädchen zog eine Flasche aus ihrer ledernen
Tasche und setzte sie ihm an den Mund.
„Trink, Fremder; es wird Dir neue Kräfte geben;
denn hier kannst Du unmöglich bleiben. Die Kälte würde
Dich umbringen.“

Cormac trank und gab die Flasche aufatmend zurück.
Er fühlte, wie eine neue, erquickende Wärme durch
die fast erstarrten Adern roste.

„Danke Dir, Mädchen. Das hat wohlgetan! . . .
Nicht hier bleiben, sagst Du . . .? Wo soll ich hin,
um den Deinen nicht in die Hände zu fallen? Kannst
Du mich vor ihnen schützen?“

„Gestattest Du, Herr, daß ich nach Deiner Wunde
sehe? Nur das notwendigste, damit Du Kraft behältst,
den Weg hinunter zu machen in's Tal!“

Und ohne seine Zustimmung abzuwarten, öffnete
sie seine Kleidung an der linken Schulter, reinigte die
Wunde ein wenig und legte einen neuen, festeren Verband
an. Cormac lehnte dabei apathisch an der Felswand und
ließ sie gewähren, indes seine Blicke absehnend ins Leere
starrten.

„Vor den Meinen vermag ich Dich nicht zu schützen,
Herr,“ nahm sie das Thema von vorn wieder auf.
„Du wärest verloren, wenn Du in ihre Hände fällst.
Denn ein schweres Gebüde verpackt sie, jeden Weissen
zu töten, der seinen Fuß in dieses Land setzt. Aber ich
will dich an eine Stelle führen, wo es gut ist und wo
sie Dich vorläufig nicht finden werden, bis Du gestärkt
bist und Deine Wunde geheilt ist, daß Du allein wieder
Deine Straße ziehen kannst. Wirst Du Vertrauen haben
zu mir, Fremdling?“

Er hob sein Augen prüfend zu ihr empor.
„Du bist gut, Mädchen! Ich vertraue Dir,“ sagte
er dann einfach.

Sie war unterdes mit ihrer Arbeit fertig geworden
und reichte ihm die Flasche zum zweiten Male.
„Trink, Herr, zur Stärkung! Unser Weg ist zwar
nicht weit, aber sehr beschwerlich. Draußen der Schneefall
hat zwar nachgelassen, aber der gefallene Schnee wird
unsern Pfad nicht bequemer gemacht haben . . . Nein,
Herr,“ wandte sie ein, als sie sah, daß Cormac seine

Gefäßtasche, welche die wenigen bei der Flucht geretteten
Habseligkeiten enthielt, von neuem auf den Rücken schnal-
len wollte, „das geht nicht an. Sei froh, Fremder, wenn
Du Dich selber tragen kannst. Sieh, ich trag sie schon,
denn mir tut das nichts.“

Mit fleisigen Gliedmaßen stolperte Cormac förmlich aus
seinem Winkel heraus. Das Mädchen führte ihn; aber bald
mochte sich die Wirkung des belebenden Getränkes geltend;
seine Kräfte und die Gefährlichkeit seiner Wunden feh-
ren zurück, so daß er bald ruhig und ohne Hilfe dahin-
schritt, seiner vorausgehenden Führerin nach.

Allmählich erwachten auch die Gedanken wieder in
ihm. Mit Bewunderung hingen seine Blicke an der Gestalt
deren zierliches Ebenmaß und kraftvolle Anmut auch die
reife Bekleidung nicht ganz zu verhillen vermochte.

Und wie besorgt sie um ihn war!

Alle Augenblicke wandte sie sich um, nach seinem
Befinden zu fragen, ob er Schmerzen fühlte oder noch
stark genug sei. An besonders abschüssigen Stellen — es
ging nämlich fortwährend bergab — reichte sie ihm die
Hand und bezeichnete ihm genau die Stelle, wo er seine
Füße hinstellen habe. Und wo es nun anging, und eine
geeignete und geschützte Stelle sich bot, ließ sie ihn
niederlegen und sich ausruhen.

Das tat ihm gut, denn er fühlte, nachdem sie
schon reichlich drei Stunden abgestiegen waren, seine
Kräfte von neuem schnell abnehmen. Ueberdies erfreute
ihn die Wahrnehmung, daß, obwohl die Scenerie noch
nichts von ihrer Schroffheit und Wildheit eingebüßt hatte,
die Eis- und Schneeregion hinter ihm lag. Alpenblumen
und Bergkräuter tauchten an den Hängen auf, grüne,
glatte und bräunliche Moose schmeigten sich über das
harte Gestein, und Tanne freckten ihre zierlichen Wedel
aus den Felsenrisen hervor, indes Nadelhölzer immer
häufiger wurden und auch schon die genügsame Birke
sich wieder einfand.

Schwieriger und halsbrecherischer wurde der Pfad
immer tiefer führte er in die Tiefe, meist sich dahin-
windend zwischen fast senkrecht aufstrebenden Felsen-
wänden.

„Halt aus, Fremder,“ rief ihm mehrmals seine
Führerin zu; „halt aus. Bald sind wir am Ziel, und
da selbst alles finden. Besen Du bedarfst.“

Es war bereits gegen Abend, als die Schlacht
durch die beide zuletzt geschritten, sich öffnete und drun-
ten ein kleines, von steilen Felsen wie mit einer senk-
rechten umgebenes Tal sehen ließen.

Weit war die Sonne schon im Norden hinter die
Goritzkaden gesunken, so daß nächtliche Schatten das
Tal bedeckten, indes die Klippen, Föhner und Kämme
ringsum noch glühend rot schimmerten, im Strahl der
nächtlichen Polarsonne. Hier und da aber ließ doch eine
schmale Felsrinne den Weg frei für das goldene Him-
melslicht, und an diesen Stellen ergossen sich gleichsam
flutende Ströme von blendendem Glanz in das Innere
des Talbeckens.

Staunend hingen sich Cormacs Blicke an dem Bilde,
das sich ihm darbot. Zahllose kleine Wasseradern brachen
mit anheimelnden Geplätscher aus dem Kranz von Bergen
hervor und schäumten, über glattes Gestein dahinfließend,
der Mitte des Tales zu, wo es sich zu einem kleinen
See sammelte. Silberströmige Bächen mit lichtgrünen
Kronen, schlanke Erlen, dichterbüschige Weiden umgaben
den See, auf dessen Spiegel an ruhigen Stellen sich die
Blätter von Föhren, Kiefer und Tannen zeigten.

Weiter hinauf auf trockenerem Boden bildeten andere
Laubbäume, untermischt mit zierlichen Tannen, deren
Zweig-Enden mit den frischen Frühlingstrieben geziert
waren, kleine Gruppen, die durch dichtes Strauchwerk
noch vervollständigt wurden. Primeln und Maiglöckchen
sproßten auf, Stumpfbodenblumen färbten die Oberfläche
mooriger Stellen gelb, sogar das freundlich dreinschau-

ende Gänsehäutchen leuchtete mit tausend Augen aus dem
üppigen Rasen zu dem Ueberraschten empor. Wilde
Brombeeren und anderes Gesträuch kletterte über die Stein-
stümpfen den Fuß der Berge entlang . . . Kurz, ein
Bild wunderbaren Friedens und idyllischer Naturschön-
heit, doppelt wunderbar inmitten der grauenhaften Eis-
und Schneedecke, aus der die beiden Wanderer soeben
kamen.

Fortsetzung folgt.

Der Hobelmann.

Ein Bild aus dem Volksleben von August Butscher.

1. Werber und Erben.

Wir finden den Helden unserer kleinen Erzählung
in einem reichen Schwabendorfe.

Er trat — es war Hochsommer — gegen Abend am
Dorfe in ein wohlgepflegtes Haus, über dessen Spiegel-
scheiben wie Gold blühten, und das die dunkelgrünen
Läden ungemein freundlich und zugleich ein wenig vor-
nehm erscheinen ließen. Dort wohnte sein alter Pate
Dornfried mit seiner Frau und der einzigen Tochter
Else, die eigentlich Elisabeth hieß, wie ihre Mutter.

„Guten Abend, Dornfried,“ sagte der Eintretende
freundlich und vertraulich zu dem alten, verwiterten
Männlein, das in einem Beinstuhl saß, trotz der
Hize draußen, und so „lotterig“ aussah, daß der junge
Mann, der die graue Schürze und den Füllbart trug, recht
gut als etwas verfrühter „Mahnemer“ zum letzten kleinen
Haus gelten konnte. Aber der Alte dachte jedenfalls noch
nicht an die „vier Bretter und zwei Breithen“, er
wollte noch lange hocken und fröheln in dem sonnigen
Zuhause, das er sich durch harte Arbeit errungen hatte
und in welchem sein Leben ausklingte, wie ein bald
verzehrter Docht.

„Guten Abend gleichfalls, Hobelmann,“ sagte er mit
schmerzlicher Stimme und setzte sich ein wenig mehr aufrecht.
Dabei blinzelte er wie neugierig den großen, kräftigen
und doch schlanken Mann an, der gleichsam das Leben
vorstellte dem Kandidaten des Todes gegenüber.

Hobelmann hatte eine etwas lässige Haltung, die
vom vielen „Grübeln“ herkam, wie die Leute behaupteten,
eine große, klare Stirne, über die schon schmale Furchen
trachen, einen kleinen Mund, welcher die Schwermut, die
man ihm nachsagte, am deutlichsten verriet, und einen
schwarzen Spitzbart, welchen die schmale weiße Hand
fast immer wie in Selbstvergessenheit des Besitzers drehete.
Man würde ihn nie und nirgends den Handwerker
angesehen haben, wenn er nicht den Arbeitskittel getragen
hätte und wenn nicht fast immer dünne Hobelspäne, gleich
kleinen weißen Flocken, in seiner schwarzen, etwas ver-
wornenen Kopfmähne gehangen hätten.

Der Ankömmling setzte sich auf das Ledersopha, das
neben dem Lehnstuhl des alten Dornfried stand, und in
seinen verständigen dunklen Augen spiegelte sich die hohe
Spannung seiner Seele. Er kam wohl nicht aus einem
alltäglichen Grunde.

Der Alte räusperte sich einigermassen verlegen und
begann dann in abgebrochenen Sätzen Folgendes zu
reden:

„Du hast mir da am Sonntag einen sonderbaren
Brief geschrieben. Ich hab' ihn verbrannt, denn meine
Alte hätte ihn doch zerrissen und Dich vielleicht auch
dazu. Das ist eine sonderbare Mode, über solche Sachen
einen so langen und hochstudierten Brief zu schreiben;
sonst redet man miteinander über so etwas. Das muß
man Dir lassen: schreiben kannst Du wie ein Advokat,
und es ist mir ein paarmal naß in die Augen gekommen.
Du wirst das in den fremden Ländern gelernt haben.“

„Nun — du bist Du nicht, das sieht ein Binde-
r. Also die Alte willst Du kurzweg? Hab' wohl schon lange

das Gespenst gemerkt. Bin Deinem Vater immer ein
guter Freund gewesen und kann auch Dich sonderlich
lieben, aber — aber — da sind so viele aber. Da siehst
— er zählte an den knöchigen, zitternden Fingern: „Erstlich
bis Du arm wie eine Kirchenmaus trotz Deiner Ge-
schicklichkeit — zum andern bekommt die Alte, wenn's Gott
will, einmal einen erklecklichen Hausen Geld, was also nicht
zusammenpaßt — zum Dritten würde man den alten Narren
noch ansprechen, wenn er den Streich machte, den Du
verlangst, und zum Fünften kann ich noch lange leben
und möchte mich wohl noch besinnen. Du tust mir leid,
Hobelmann, aber es wird nicht gehen wollen!“

Hobelmann — er hieß wirklich so und war auch
einer — war noch bleicher geworden als sonst, aber seine
Augen blühten und seine Erwidderung klang zuversichtlich:
als er, auch an den Fingern zählend, rasch antwortete:

„Ich habe auch Gründe, die freilich anders lauten,
als die Ewigen, und Ihr werdet sie noch einmal hören
müssen, denn gelesen habt Ihr sie schon. Erstens ist
mir die alte Herzengrund gut, so gut wie ich ihr bin;
zweitens muß ich eine Hausfrau haben, denn meine
Mutter ist alt und herbstet stark; drittens würde mir
Alters Mitgift die Welt auf ein paar mein anerkanntes
Talent; viertens werdet Ihr doch noch ein wenig Meister
sein im eigenen Hause und fünftens habt Ihr noch ein
Herz für die Menschen und für's eigene Kind und das
alles wird doch stark genug sein, eine Scheingründe
auf einmal tot zu schlagen.“

Er erhob sich und war fast, als ob er hier etwas
zu befehlen hätte.

Das alte Männlein maskierte seine Unruhe
durch einen Hustenanfall, der diesmal nicht natürlich
war, und schien die Knöpfe seiner Sammtweste zu zählen.
Nach längerem Besinnen sagte er etwas kleinlaut:

„Du hast gut reden, Hobelmann, Du bist jung,
geschicklich, heißblütig und verliebt — alles mit einander;
aber so etwas Wichtiges läßt sich nicht über's Knie ab-
Christus, der die Menschen so lieb gehabt hat, daß er
für sie gestorben ist.“

„Ja, Christa, Christus hat die Menschen sehr lieb
gehabt.“

„Daß er sogar sein Leben für sie hingab . . .“
meinte das Mädchen wie im Selbstgespräch, „das war
mir immer das Unbegreifliche.“

„Es ist auch unbegreiflich für uns Menschen, Christa“,
entgegnete Fred Cormac.

„Nein, Herr; ich hab's gelernt, daß man wohl,
wenn es sein müßte, für jemand sterben könnte, . . .
wenn . . . man ihn so recht . . . innig lieb hat!“

In diesem Augenblicke hatte sich Christa von dem
ranken Losgemacht und war aus der Hölle geschlüpft.
Nachdenklich schaute sie der Flüchtling nach.

„Du gutes Kind“, flüsterte seine Lippen, indes ein
wehmütiges Lächeln über sein Antlitz huschte.

Nach einer Weile erschien sie wieder mit einem klei-
nen Gefäß gegorenen Birkenkastee und bot es ihm dar.

Es war ein köstlicher Trank! —

Den ganzen Tag war Christa um ihn und machte sich
zu schaffen, und wenn er einmal die Augen zu kurzem
Schlummer geschlossen hatte, und sie wieder öffnete, dann
sah er das Mädchen vor seinem Lager sitzen und sorgsam
auf jede seiner Bewegungen achtend. Wenn er wach war,
so plauderten sie miteinander. Er mußte ihr Geschichten
von dem Heiland erzählen, oder aus seiner Heimat. Es
dauerte gar nicht lange, da wußte sie fast seine ganze Ge-
schichte; aber wenn ihn dieses merkwürdige Zusammen-
treffen mit der Enkelin Uras mit guten Hoffnungen für
seine Pläne erfüllt hatte, so war sie desto niederge-
schlagener. Obgleich sie nicht recht verstehen konnte, was
die Menschen an dem blendenden Golde zu finden ver-